

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 71 (1997)

Artikel: Interieur
Autor: Gersbach, Annette
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-559401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Interieur

Das kleine Schlüsseletui fand sie nie auf Anhieb. Es war jedesmal das gleiche Ritual. Im Halbdunkel des Parterre-Flurs mit dem grauschwarz gesprengelten Spannteppich blieb sie vor der Türe rechts stehen, stützte die Tasche aus weichem schwarzem Leder, die sie an einem breiten Riemen über der Schulter trug, auf dem leicht vorgeschobenen Knie ab, öffnete die Deckpatte mit der Linken, während sie, vornübergebeugt, mit der Rechten im Krimskram des Tascheninhalts wühlte: Portemonnaie, Kosmetiktäschchen, Halbtax-Abo, der Stielkamm, Fisherman's Friend Anis, gelbe Packung mit dem rotschwarzen Frachter, eine Metalldose mit Cassisbonbons sugarless, zwei Briefe, einer auf Flugpostpapier, und da, endlich, der kleine Schlüsselbund im dunkelblauen Lederfutteral.

Kaum hatte sie die Türe geöffnet, fühlte sie sich fast geblendet von der Helle ihrer Wohnung. Der weiße Verputz der Wände, die weiße Decke. Dem Eingang gegenüber die große Glasfront mit dem Fenster und der Fenstertür, die ins Gärtchen führte. Davor hauchdünne Tüllvorhänge, blendend weiß auch sie. Nur der Spannteppich war braungrau, eine undefinierbare Farbe. Sie hatte ihn seinerzeit mit der Wohnung übernommen; ein neuer wäre zu teuer gewesen. Bei ihrem Lohn von 3600 Franken im Monat. Und wer weiß, ob der nicht noch gekürzt würde. Heute war alles möglich. Schließlich war der

Teppich unbeschädigt und zum Glück neutral. Sie selber hätte einen andern gewählt, ganz bestimmt. Aber bei der Sitzgruppe hatte sie ja einen anderen Teppich darüber gelegt, den aus Istanbul, der in Farben und Muster so gut zum Stoff des Sofas und der Fauteuils paßte.

Nachdem sie rasch im Schlafzimmer links neben dem Eingang Tasche und Jacke aufs niedrige quadratische Bett, zwei Meter auf zwei Meter, geworfen hatte, ging sie geradewegs auf die Fenstertür zu: immer wenn sie heimkehrte, hatte sie das Bedürfnis zu lüften. Besonders seit damals, seitdem sie so lange weg gewesen war. Das winzige Gärtchen davor war durch eine halbrunde Laubhecke abgeschirmt, von der vielbefahrenen Quartierstraße sah man fast nichts, im Sommer jedenfalls, nur den Lärm der Mofas hörte man, und zu bestimmten Zeiten das Rufen und Streiten und Lachen von aus der Schule heimkehrenden Kindern. Das Gärtchen hatte sie sich immer so erträumt; sie hatte Gestaltungskonzepte ausgedacht, es war ihr Werk, sie liebte es. Wenn sie von ihren Reisen ins Ausland heimkehrte, hatte sie ein Bedürfnis nach Geborgenheit. Als Flight Attendant war sie pausenlos unterwegs, mit ständig wechselnden, ihr unbekannten Menschen. Gewiß, mit der Crew gab es intensive Momente, ein gemeinsames Essen in Barcelona, in Hongkong oder Atlanta, gesteigertes Erleben und Zusammengehörigkeit auf Zeit; aber kaum

war man zurück, war alles fertig. Es kam vor, daß man sich nie mehr sah. Daheim hatte sie das Verlangen, sich abzugrenzen. Auch in den seßhafteren Phasen stationärer Arbeit im Flughafen war man, bei ihrem 80-Prozent-Job – 50 Prozent Luft, 30 Prozent Boden – doch ständig mit Geschäftigkeit, Hektik und ferner Welt konfrontiert. Solange die Sonnenblumen noch nicht blühten, die sie vor die Laubhecke gepflanzt hatte, und auch die Lilien nicht, steckte sie im Halbkreis, wie einen Zaun, bunte Holzblumen in die Erde, aus dünnen Holzplatten selber ausgesägt und mit wasserfesten Farben bemalt, gelb, rot, grün, mit dreizackigem Kelch in Seitenansicht, wie auf einer Kinderzeichnung. Die hatte sie dort gemacht, in der Werkstatt. Zusammen mit Renate. Und ER hatte sie bewundert. Ihm hatte sie auch drei geschenkt. In der Mitte des Rasenhalbrunds, fast wie im Bühnendekor eines französischen Lustspiels, auf neun großen Steinfliesen, das runde, weißgelackte Tischchen mit dem einen, gegen unten breit werden den Bein und die drei anmutig arabesken weißen Metallgartenstühle. An milden Sommerabenden offerierte sie hier ihren Gästen den Aperitif. Und es kam vor, daß man lange hier sitzen blieb, im Schein des roten Windlichts, das zugleich die Mücken fernhielt. Manchmal stellte sie auch das Duftlämpchen hin.

Sie liebte Gäste. Der Rückzug in die Begrenzung war nicht ein Rückzug in die

Einsamkeit. Einsamkeit machte ihr Angst. Sie brauchte die Nähe, die Wärme, die Stimmen von Freunden, von Bekannten. Am liebsten nur einen oder zwei aufs Mal. Den Tisch für die Gäste deckte sie meistens lange im voraus. Aus dem weißen Einbauschrank im Schlafzimmer holte sie eine der beiden mattglänzenden Damasttischdecken und legte sie über den schmalen, rechteckigen Tisch. Mama hatte sie ihr geschenkt. Darauf plazierte sie die zwei silbernen Kerzenstöcke mit violetten Kerzen. Kerzenlicht, das gehörte dazu. Ein bißchen Romantik. Und dieses Licht, das wußte sie, gab ihrem rötlichblonden Haar und ihren dunklen Augen einen besonderen Glanz. Vor allem wenn sie im Badezimmer vor dem Spiegel, der über der Glasplatte mit den unzähligen Parfumfläschchen aus den Duty-free-Shops hing, die Lidschatten richtig aufgemalt hatte. Und wenn sie lächelte, hatten ihre makellosen Zähne einen Perlmutterschimmer. Dunkler Puder machte die etwas fleischige Nase matt; dann fiel sie gar nicht auf. Am äußern Tischende, gegen die Küche zu, stellte sie den silbernen Kübel bereit für den Weißwein. Ganz wie in den Restaurants mit Stil. Auf silbernen Tellerunterlagen das Service, Rosenthal, Asimmetria, weiß, mit Jugendstiltouch, dazu das Silberbesteck, die feingeschliffenen Gläser. Über dem Dessertbesteck bildete das Papierserviettchen einen violetten, gewellten Fächer. Wie sie es zu Hause gelernt hatte.

Der Gast durfte die Musik wählen. Wie es ihm drum war. Die Hintergrundmusik zum Essen, ganz leise. Im Büchergestell, einem fragilen Metallgerüst mit Metallquerplatten, war, in drei Ständern, ihre CD-Sammlung untergebracht. Die Wahlmöglichkeiten: Neuerdings Klassik. Oder Jazz? Unterhaltung? Seit kurzem gab es auch ein paar Opernquerschnitte. Vor allem Puccini, den hatte sie am liebsten. Früher hatte sie nur ihre Lieblingsgruppen gehabt. «Marillion» zum Beispiel. «Sympathy» hatte sie Hunderte von Malen abgespielt. Aber jetzt war es Puccini. Da konnte sie auf den zwei Seidenkissen aus Goa am Boden hocken oder liegen und, mit halbgeschlossenen Augen, davon träumen, Sängerin zu sein: Mimi, Madama Butterfly, im japanischen Kimono, umgeben von Blüten. Wie sie es in der Oper gesehen hatte. Gelegentlich schenkte ihr jemand ein Opernbillet; die Eltern, Bekannte. Sie selber konnte sich nur selten eins leisten; und höchstens für die Volksvorstellung. Ab und zu kam Mama mit. Aber wenn diese dann in der Pause «fachsimpelte» und die Leistungen der Sängerinnen und Sänger besprach, bemaß, sich ereiferte, hätte sie davonlaufen mögen; das ertrug sie nicht, das brach den Zauber. Nach der Oper bemächtigte sich ihrer manchmal jene unerträglich zwiespältige Stimmung: neben der Erinnerung an die wunderbare Welt, in die man eingetaucht war, stellte sich, unverscheuchbar, ein schales Gefühl

ein, das Gefühl, etwas verpaßt zu haben. Man lebte, wie man eigentlich nicht wollte. Und Aufstiegsmöglichkeiten hatte man auch kaum. Veränderung? War Veränderung möglich? Das wollte sie bei der nächsten Unterredung mit IHM nochmals zur Sprache bringen. Sie freute sich schon auf seine Stimme. Knapp vierzig. Ein Alter, das sie anzog. Und der weiße Arztkittel stand ihm so gut. Wenn sie ihn doch nur unter andern Lebensumständen kennengelernt hätte. Ja, wie war's mit Veränderung in der jetzigen Zeit? Wo man doch froh sein mußte, eine Stelle zu haben. Und die ganzen sechs Wochen, da sie weggewesen war, hatte man ihr den Lohn gezahlt, ohne Kürzung. Das war auch nicht selbstverständlich. Andern hatte man gekündigt.

Neben dem Büchergestell, auf dem Würfelhocker, der mit einem schwarzen, silberfadendurchwirkten Tuch bedeckt war, lag das Telefon: weiß, modernes Design, mit allen erdenklichen Speichertasten. Ein Spielzeug, das sie liebte. Es verband einen mit der Welt, wenn man sich einsam fühlte. Einsamkeit machte ihr Angst. Stundenlang konnte sie am Boden hocken und plaudern. Niemand, der im Raum gewesen wäre, hätte zu erraten vermocht, welche Freundin am andern Ende war. «Liebes» nannte sie alle. Hartnäckig wie Refrains oder Leitmotive kehrten engli-

sche Brocken wieder: «sorry», «O.K.». Manchmal bereitete sie sich vorher einen Filterkaffee zu – die ganze Wohnung duftete danach –, den sie in der blauen hinkellosen Steingutschale mit weißen Tupfen auf den Stapel mit Frauenzeitschriften stellte. Auf der obersten Nummer verunstaltete ein brauner Ring Nase, Wangen und Mund eines hellhäutigen, mit aggressiv roten Lippen lächelnden Mannequins. Es kam vor, daß ihr Blick während dem Telefonieren die Wand hinaufschweifte und sie die beiden Dekorationsteller plötzlich bewußt anschaute, die sie sonst durch die Gewöhnung nicht mehr sah. «Der Kuß», mit dem efeubekränzten, schwarzgekrausten Kopf des Mannes, seinem wuchtigen Nacken, um den die Hand der Frau gelegt ist, die ihn zu sich hinunterzieht; rosawangig, mit geschlossenen Augen und Blüten im Haar läßt sie sich von ihm küssen. Unter den Köpfen und Armen gehen die goldgemusterten Kleider in flächige Ornamente über. Daneben «Judith», die Femme fatale, lasziv, schwarzhaarig, mit halbgesenkten Lidern, perlmuttern schimmernden Zähnen und einem den Hals vollständig umschließenden Goldschmuck mit Juwelen. Beide Bilder in die ungewohnte Rundung des Goldgrundstellers eingefügt. Eigentlich ging sie nicht oft ins Museum; die Klimt-Ausstellung aber hatte sie zweimal besucht. Fast alle ihre Bekannten hatten sie auch gesehen. Ein Must. Dort hatte sie die Teller

gekauft. Von einer Kult-Ausstellung hatte man am Fernsehen gesprochen.

Links daneben, wie ein schräges Streifenmuster an der Wand, ihre Swatch-Sammlung, farbige, popige Armbanduhren, viel Rosa, Hellgrün, Violett. Falls sie Geld brauchen sollte, konnte sie die verkaufen, und mit Gewinn. So sehr hing sie auch nicht mehr daran. Die ausgeflipptesten Exemplare hatte Serge, der Grafiker, auf ausgedehnten Shoppingbummeln mit ihr ausgewählt.

Den Fernseher hatte sie inzwischen weggegeben, wie ER es ihr angeraten hatte; für einen minimalen Preis hatte sie ihn ihrer Schwester überlassen. «Lieber joggen», hatte ER gesagt, «oder lesen. Ein Buch oder die Zeitung. Aus der Freizeit freie Zeit machen. Und den Rhythmus dieser freien Zeit selber bestimmen.» Eigentlich hatte ER recht. Ohne Fernseher war ihr Leben ruhiger. Man hatte mehr Zeit, Zeit zum Nachdenken. Aber manchmal überfielen einen jene schrecklichen Stimmungen, alles schien leer und öd, man fühlte sich total einsam, verlassen. Die Einsamkeit, die sie so fürchtete. Und wenn sie an die Zukunft dachte, wurde ihr eng; die Muskeln der Halsgegend ver-

krampften sich; ihr war, sie stehe vor einem stockdunkeln Loch oder vor einer Mauer. Auf der Schiffskommode stand jetzt statt des Fernsehers eine Glasvase, eine von Roberto Niederer, leicht asymmetrisch, die Mutter hatte sie ihr geschenkt; und darin ein Feuerlilienstrauß. Das Buch, von einer Freundin empfohlen, lag daneben. Schon sein Umschlag hatte ihr gefallen: ein schräggewachsenes blühendes Bäumchen war darauf. Eine Stelle im Buch hatte sie dreifach angestrichen: «Und wenn sich dann verschiedene Wege vor dir auftun werden, und du nicht weißt, welchen du einschlagen sollst, dann überlasse es nicht dem Zufall, sondern setz dich und warte. Atme so tief und vertrauensvoll, wie du an dem Tag geatmet hast, als du auf die Welt kamst, laß dich von nichts ablenken. Lausche still und schweigend auf dein Herz.» Martin, der Medizinstudent, der manchmal im gleichen Restaurant aß wie sie, hatte das Buch abschätzig Kitsch genannt. Ob auch ER es so beurteilen würde? Ihr jedenfalls gefiel es. Übrigens sei es ein absoluter Hit, hatte sie gehört, ein Bestseller.

Überall hatte es Blumen. Im untersten Regal des Schlafzimmerschanks besaß sie ein ganzes Vasenarsenal. Zwischen dem Sofa und einem Fauteuil, auf dem Teppich aus Istanbul, stand in der Bodenvase ein riesi-

ger Strauß in Blau und Violettnuancen. Er paßte zum Stoffbezug der Sitzgruppe mit den Dreiecksmüsterchen in Violett, Lila, Himbeerrot. Und er paßte zu den beiden Kunst-Poster dahinter, zum tiefen Blau des Unterwassergarten mit dem roten Fisch, märchenhafte Unterwasserwelten hatten sie immer fasziniert; und zum Nacht- und Traumblau, auf dem ein Strauß aus violetten und gelben Levkojen zu schweben schien, darüber die Köpfe eines Liebespaars, die Hand des Mannes, die Brust der Frau, und ein Mondgestirn. Klee, Chagall, die kannte sie, die hatte sie gern. Die beiden Bilder kamen ihr vor wie ein Stück ihrer selbst.

Violett war eine ihrer Lieblingsfarben. Violett war der Duschvorhang im Bad, violett und lila waren Frottétücher und Waschlappen, violett das kleine Becken, in dem sie die Plasticbadetierchen aus der Kindheit aufbewahrte. Violett und lila auch die künstlichen Blumen, die sie mit Scotchstreifen an die obere rechte Ecke des Posters «Signale der Sinnlichkeit» geklebt hatte, über den vier Frauenrückenakten, die hinter der WC-Schüssel den Betrachter zum aufmerksamen Suchen besagter Signale aufforderten.

Blumen gab es nicht in den Hotelzimmern, in denen das Flugpersonal übernachtete. Diese Vierstern-Luxuskästen waren weltweit immer gleich, Room-Service, Minibar und TV. Aber sicher keine Blumen. Blumen waren etwas Persönli-

ches, etwas Lebendiges, das aufblühte und verwelkte. Etwas, das einem das Gefühl gab, nicht allein zu sein, nicht einsam. Und etwas Schönes. Eigentlich gab sie zu viel Geld aus für Blumen. Ein Glück, hatte ihr Großmutter Fleurop-Gutscheine geschenkt. Aber in nächster Zeit mußte sie genauer rechnen. Man konnte ja nie wissen, ob einem nicht eines Tages der Lohn gekürzt würde. Die eine Rose, samtrot, im schmalen Glas auf der linken Lautsprecherboxe, die, passend zum Würfelhocker, mit einem violetten goldfadendurchwirkten indischen Tuch bedeckt war, hatte sechs Franken gekostet.

Die Topfpalme zwischen Fauteuil und Fenstertür kostete auf die Dauer weniger; auch der Gummibaum neben dem Jugendstilsekretär, dem einzigen Möbel, das man nicht von jedem Punkt des Raums aus sah, weil er in der Zimmerausbuchung stand, ihrer «Vergangenheitsnische». Durch Ces, den holländischen Innenarchitekten, hatte sie von diesem Schrank gehört und ihn billig kaufen können, ungebeizt, aus hellem Holz, mit geschnitztem Rosenornament auf dem herunterklappbaren oberen Teil. Darüber der Glasfries mit rechteckigen Scheibchen in Grün, Blau, Lila, Gelb. Ornamentale Messingbeschläge an den drei Schubladen des untern Teils und auch an den vielen Schublädchen im Innern, hinter der Klappe, auf der einen Seite ihre Briefschaften bergend, auf der andern Schmuck und Er-

innerungskrimskrams. Im Mittelteil dazwischen, offen, die Sprituosenfläschchen, ihre Bar, mit Mustern der Lieblingsgetränke ihrer Gäste im Miniformat, wie Spielzeug. Und eine Glasschale mit Zündholzschäckelchen. Auf dem Sekretär, neben dem Hut mit Straußfedern aus dem Brockenhaus, neben verdornten Rosen, vergoldeten Putti, ihre Pierrot-Sammlung. In allen Stellungen hockten sie da, aneinandergelehnt, die Pierrots mit ihren großen Halskrausen und ihren Spitzmützen, ihren weißen Gesichtern und ihren traurigen Augen, die aus einem schwarzen Kreuz bestanden und angedeuteten schwarzen Tränen. Als Mädchen hatte sie sich ihnen manchmal ganz nahe gefühlt: etwa wenn die Väter der anderen Mädchen zu den Schulanlässen kamen, nur der ihre nicht; wenn die Väter der andern Kinder mit ihnen am Waldrand Würste braten gingen oder schwimmen und ballspielen, nur der ihre nicht. Er gab sich mit ernsthaften Dingen ab, solches interessierte ihn nicht. Dann war ihr manchmal so traurig zumute wie den Pierrots; und sie halfen ihr in ihrer Einsamkeit. Auch bei den ersten Liebeskummern. Den letzten Pierrot, den kunstvollsten, hatte ihr René geschenkt, der Bankangestellte, der Clownbilder sammelte.

Im Übersee-Reisekoffer vom Flohmarkt, mit Metallnieten und hellbraunen Riemen auf dem dunkeln Bezug, Ces hatte ihn mit lindgrünem Papier mit weißem Blumenmuster ausgeschlagen, war ihre Fotosammlung untergebracht. Jede Reise ein Album: St. Petersburg ein Album, Taormina eins, Hongkong, Johannesburg, Goa, Istanbul, New York. Die Reisen, auf die sie, als Angestellte der Fluggesellschaft, einmal im Jahr Anrecht hatte. Bisweilen wäre es ihr so am liebsten gewesen: all die Reisen als bloße Erinnerung im Koffer in Gewahrsam zu halten und zu hegen, und sonst ein ganz regelmäßiges Leben zu führen. Eines, das normale Beziehungen möglich machte. Die Sehnsucht nach Geborgenheit, nach verbindlicher menschlicher Wärme. Seit sie dort gewesen war, wurde es ihr immer bewußter. Seit dem Zusammenbruch.

Zwischen Fenstertüre und Küche das türkisgrüne Relief, ein Männerakt, eingefangen im Kreis, mit ausgestreckten Dreifacharmen. Nach einer Zeichnung von Leonardo. Es war unmöglich, die Figur zu sehen, ohne sogleich das Wort «Manpower» zu denken, hundertfach und aufdringlich war einem die Verbindung von Zeichnung und Wort von breiten Plakaten herunter eingehämmert worden. Kunst für Werbung. Mit seinen ausgebrei-

teten Armen wies er einem, wie ein Verkehrspolizist, den Weg vom Gärtchen zur Küche, oder umgekehrt.

Die weiße Lamellenstore, die Living und Küche trennte, war zu einem Viertel heruntergelassen. Wenn sie Gäste hatte, hielt sie den Durchgang am liebsten offen. Sie wollte hören, was geredet, wie gelacht wurde, teilnehmen, mitreden, mitlachen. Alle Flächen der winzigen, blendend weißen Küche waren überwuchert mit Objekten: An den Wänden, den Schranktüren, am Kühlschrank waren, mit Klebestreifen oder Magnetknopf, Postkarten, Maggi-Reklamen aus Großmutters Zeit, Tischkärtchen, Kotillons und Fotos angebracht. Fotos, welche Ces gemacht hatte, meist Fotos von Bergen, die waren für den Holländer neu, fremdartig gewesen, Fotos von Bergdörfchen, Alpweiden. Zweimal war auch sie im Bild. Ob sie die hängen ließ? Vielleicht würde sie sie wegnehmen. Auf dem Fenstersims eine Armee kleiner Schlämpfe, mit ihren gedrungenen blauen Körpern und weißen Kappen. An einem Plättchen beim Schüttstein ein Kleber: in ovaler Veilchengirlande las man «Romantische Personen brauchen Kitsch».

Den modernen Kochherd mit automatischem Timing hätte sie nicht missen wollen, für ihre Gäste kochte sie gern, sie war bekannt für ihre aparten Quiches und

Wählen, für ihre Antipasti und ihre Desserts. Erst in den letzten Monaten war ihr der Gang in die Küche zunehmend widerwärtig geworden; damals, als sie begonnen hatte, Heftchen zu kaufen für die figurbewußte Frau. Eine Diät nach der andern hatte sie ausprobiert. Sie hatte Angst, dick zu werden, eine attraktive Frau mußte schlank sein, erst recht in ihrem Beruf, nur so gefiel man den Männern. Sie hatte weitergemacht, auch als sie eines Morgens im Spiegel über den unzähligen Parfumfläschchen aus den Duty-free-Shops festgestellt hatte, daß erste Anzeichen von Fältchen um die Augen deutlicher geworden waren, die Haut matter. Und unten am Hals ein erster Ring. Sie war ja auch dreißig. Es häuften sich Zustände, in denen sie glaubte ersticken zu müssen. Aber sie hatte weitergemacht, bis zum Zusammenbruch. Vor dem türkisgrünen Relief, dem Manpower-Bild.

Die Wand zwischen Küche und Wohnungstür war fast leer, weißer Verputz, sie blendete beinahe. Nur vorn, beim Eingang, hatte sie das Poster mit den zwei überlebensgroßen Frauenköpfen von Man Ray aufgehängt, das Renate ihr geschenkt hatte, dort, nach der gemeinsamen Therapie. In der Ecke daneben, bereitgestellt, die Rolle mit dem Opernplakat. Und bei der Küche, neben der Lamellenstore, hing noch der Rahmen mit den Fotos sich küs-sender Paare. Zuoberst ein Kinderpaar, das Mädchen im Samtröckchen, mit weißem

Kragen und weißer Haarmasche, der Bub im dunklen Anzug, hinter dem Rücken hält er einen Blumenstrauß, beide im Profil, ein Abstand zwischen ihnen, nur die Münder der vorgestreckten Köpfe berühren sich. Die Foto mit der eleganten Frau im engen Deux-Pièces, die weinend, vorgebeugt, die Hand vor den Augen, zur Tür hinausgeht, hatte sie zuletzt der Serie beigefügt. Damals. Die wandfüllende Fotogruppe von Ces hatte sie entfernt. Auch sein Aktbild im Schlafzimmer hinter dem niedrigen quadratischen Bett, zwischen zwei vergoldeten Putti vom Trödelmarkt in Venedig. Ein Jahr hatten die Bilder da gehangen. Es war wie in Museen mit Wechselausstellungen: Den Plakatentwürfen von Serge, dem Grafiker, waren die Clownbilder von René gefolgt, dem Bankangestellten. Und jetzt die Fotos von Ces, dem Innenarchitekten. Immer das gleiche, ein ständiges Sich-Drehen im Kreis, Begegnung, diesmal gilt es, diesmal ist es etwas Besonderes, dann Liebe, Sex, wenn man nicht gerade in aller Welt unterwegs war, Momente des Glücks, Hoffnung, Träume, und Entfremdung, Trennung, immer wieder landete man am gleichen Punkt. Immer wieder in der Einsamkeit. Ständig im Kreis, besinnungslos, chaotisch. Man lebte, wie man eigentlich nicht wollte. Nein, so konnte, so durfte es nicht weitergehen. Sie müsse lernen, bewußter zu leben, sich selber zu kennen, hatte ER gesagt. Würde ER ihr helfen können? Sich

verändern. War Veränderung überhaupt möglich? Heute? Sie konnte froh sein, ihre Stelle zu haben. Obschon sie wochenlang ausgefallen war, hatte man ihr nicht gekündigt. Ob die Löhne nicht doch gekürzt würden? Das konnte ihr niemand sagen. Aber etwas mußte anders werden. Unbedingt.

Ces hatte ihr einen letzten Brief geschrieben; von Australien. Auf dem beigelegten Foto trug er keinen Bart mehr. Mit dem rasierten Kinn kam er ihr fremd vor. Der Brief, auf Flugpostpapier, mußte im Krimskram ihrer Handtasche sein.

Der oben abgedruckte Text ist Teil einer Reihe von Porträts unter dem Titel «Interieurs».

Annette Gersbach-Bäschlin, geboren 1940, Kantonsschullehrerin. *Traumhelle*, Roman, Verlag Hans Erpf, 1995.
